



Solidarität

Organ des Verbandes der graphischen Hilfsarbeiter und -arbeiterinnen Deutschlands.

Erscheint wöchentlich Sonnabends. Bezugspreis monatlich 0,50 Goldmark ohne die Bestellgebühr. - Anzeigen: die 3 gespaltene Petitzeile 1/— Goldmark, Todes- und Versammlungsanzeigen die Zeile 0,10 Goldmark - Sämtliche Postanstalten nehmen Abonnements an. Nur Postbezug zulässig.

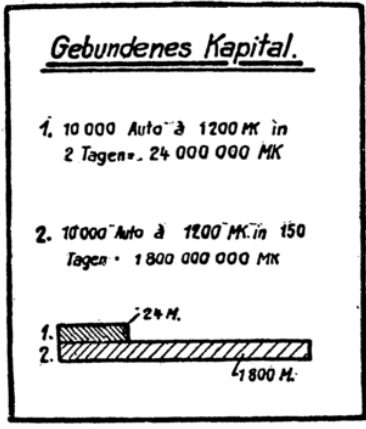
Arbeitszeit und Technik.

Ein Beitrag zum Rationalisierungsprozeß.

Vor kurzem gingen zwei Telegramme durch die deutsche Presse, die sicherlich gerade in den Kreisen der deutschen Gewerkschafter eingehende Beachtung gefunden haben. Das erste Telegramm meldete uns von einem Dekret Mussolinis, durch das in Italien der Neunstundentag als Normalarbeitstag bestimmt wird; das zweite Telegramm berichtete von dem Streik in der New Yorker Konfektion, der um die Einführung des Sechsstundentages (36-Stunden-Woche) geführt wird. Zwei Meldungen, zwei Welten — und doch liegen die letzten Motive für die amerikanische Bewegung und für das italienische Arbeitszeitdiktat auf ein und demselben Gebiet, nämlich dem Gebiet der Technik. In Italien ist Mussolini nichts anderes als der Beauftragte, der junge Mann der emporkletternden italienischen Bourgeoisie. Wenn sich der italienische Industrialismus veranlaßt sieht, durch den Diktator Mussolini die Arbeitszeit zu verlängern, ist anzunehmen, daß der gegenwärtige Produktionsapparat in Italien nicht in der Lage ist, die von dem Unternehmertum gewünschte Profitquote während des Normalarbeitstages herauszuwirtschaften, d. h. mit anderen Worten: Der italienische Produktionsapparat wird unter Einfluß der allzu hastigen industriellen Entwicklung Italiens und der erleichterten marktpolitischen Vorbedingungen infolge der Inflation veraltet und rückständig geworden sein. Das ist eine Erscheinung, wie wir sie auch als Folge der deutschen Inflation bei uns feststellen konnten und die ja auch im Unternehmerlager zu Wünschen und Forderungen nach Arbeitszeiterlängerung geführt hat. In Amerika fordern die Arbeiter und Arbeiterinnen in der New Yorker Konfektion nichts anderes, als daß man den ganz natürlichen Schluß aus der technischen Entwicklung, der gesteigerten Produktionskapazität zieht. Die Produktionsmaschine wirft in Amerika ebenso viel ab, daß die Sentung des Arbeitstages auf sechs Stunden möglich erscheint. In Europa führt die technische Rückständigkeit des Produktionsapparats zu

zung des Arbeitstages. Das Diktat in Italien und die Forderungen in New York sind der Ausdruck einer rückständigen und einer besseren Technik. Gerade den Gewerkschaften in Deutschland, wo man sich seit Monaten mit dem Rationalisierungsproblem herumschlägt, werden die inneren Zusammenhänge zwischen Arbeitstag und Technik interessieren.

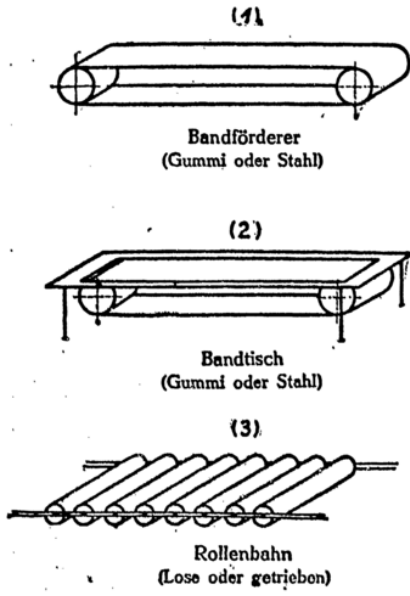
immer gewesen und vielfach auch im Arbeitsprozeß angewandt worden. Wir erinnern nur an die bekannte Maurerkette beim Herausheben der Mauersteine vom Wagen auf das Baugerüst. Das Neue in der Arbeit am laufenden Band ist, daß das Nacheinander Arbeit mit den modernen Fördermitteln der Tech-



Die gegenwärtige technische Umstellung ist Sache des Konstrukteurs und des Organizers, nicht Angelegenheit des großen Erfinders und Entdeckers, wie wir ihn aus der Zeit des hinter uns liegenden Industriejahrhunderts, des klassischen Kapitalismus kennen. Die Bewegung zielt weniger auf Anwendung neuer Prinzipien und Kräfte, wie z. B. die Einführung von Dampf und Elektrizität, die Erzeugung natürlicher Stoffe durch anorganische Stoffe usw., ab, sondern auf die Schaffung von neuen Arbeitsmethoden. Die andere Arbeitsmethode ist der Schwerpunkt der modernen Technik. Wir ordnen Maschinen z. B. nicht mehr im Nebeneinander und in Spezialwerkstätten, wie in der Einzelanfertigung oder gar in der Massenfabrication, sondern im Nacheinander, um die sogenannte Arbeit im Fluß zu erreichen, wie bauen das laufende Band in die modernen Riefenbetriebe ein und die sich ruckweise bewegende Kette, um im Höllentempo zu fabrizieren. Das ist das Gebiet des Kalkulators des modernen Organizers. Seine Arbeit steht unter dem Zwang, möglichst schnell zu fabrizieren. Die Produktionssteigerung fällt mit der schnelleren Fabrication zusammen. Der Fertigungsprozeß soll wirtschaftlich, rational gestaltet, die ganze Fertigungszeit abgekürzt und reduziert werden. Der neuen Arbeitsmethode, die man wohl am meisten unter dem Namen „Fließarbeit“ kennt, liegt die Idee der Beschleunigung im Wirtschaftsleben zugrunde. Der moderne Techniker löst das Problem durch das Nacheinanderbearbeiten des Arbeitsstückes in der Arbeitsreihe. Das Prinzip beruht im großen und ganzen auf der größeren Differenzierung des Gesamtarbeitsganges, einer Zerlegung in kleinste Teiloperationen, der die Bezeichnung Atomisierung des Arbeitsprozesses durchaus rechtfertigt. Der Arbeiter wird gezwungen, tagaus, tagein dieselbe Operation auszuführen, und zwar in einer bestimmten Zeit. Der Arbeitsstakt, der in der modernen Arbeitsmethode von ausschlaggebender Bedeutung ist, die Zeit von der Fertigstellung eines Gegenstandes in derselben Fließreihe bis zur nächsten, ist genau festgelegt. Er bedeutet für den einzelnen Arbeiter die Zeit, die ihm für die Ausführung der Teiloperation zur Verfügung steht. Es handelt sich also um eine Festlegung der Fertigungszeit, mit Hilfe der modernen Fördermittel in der Technik. Auch die rationelle Arbeitsmethode, besonders die Massenfabrication, kannte die Arbeit im Fluß. Was die modernen Techniker bei Henry Ford in Detroit gelernt haben, ist im Prinzip gar nichts Neues, ist

nicht in Berührung gebracht wird. Der Arbeiter arbeitet am Band und wird im Vollzug seiner Leistung von der Maschine abhängig gemacht. Jede technische Umstellung hat den Sinn, die Selbstkosten zu senken. Waschen wir es uns einmal klar, wie diesem Grundsatz durch die moderne technische Umstellung entsprochen wird. Wie wir bereits oben gesagt haben, zielt diese auf Ausschaltung der Verlustzeiten, auf Verkürzung der Fertigungszeiten hin. Das bedeutet Verringerung der ganzen Produktionszeit. Diese Tatsache wirkt sich einmal auf das in der Produktion gebrauchte Kapital aus, und zwar in der Art, daß es in viel geringerem Maße gebunden wird, d. h. der Produzent braucht weniger Kapital in seinem Betrieb, worin eine äußerst wichtige Ersparnis an Kosten liegt. Nach Märckbach ergibt sich für die Autoindustrie z. B. folgendes: Würde bei einer Tagesleistung von 10 000 Automobilen je 1200 Mk. Selbstkosten solange an jedem Wagen gearbeitet, als es bei uns noch an manchen Orten üblich ist, sagen wir 150 Tage lang, so müßten beständig 10 000 × 1200 × 150 = 1 800 000 000 Mk. durch den Betrieb fließen, während bei zweitägiger Fertigstellung nur 10 000 × 1200 × 2 = 24 000 000 Mk. dazu erforderlich sind. Ein anderes Beispiel: Lufttrocknung von Seife im Block dauert zehn Tage, künstliche Trocknung im Stück wenige Minuten. Bei 100 000 Mk. Tageserzeugung liegen für 1 000 000 Mk. Seife dauernd im Trockenraum, die bei künstlicher Trocknung geparkt würden. Die Bindung ermäßigt sich im ersten Falle von 1,8 Milliarden auf 24 Millionen Mark. Bedenkt man, daß heute Leihgeld immer noch mit rund 10 Proz. pro Jahr befristet werden muß, dann liegen die Vorteile der technischen Umstellung auf der Hand. Andererseits sind die Auswirkungen auf die Produktion selbst festzustellen. Sie beruhen auf der Verkürzung der Fertigungszeit, dem Arbeiten nach dem Arbeitsstakt, der bestmöglichen Verwendung der Arbeitskraft. Mit anderen Worten gesagt: Die Arbeitsleistung, die der Mann in der Riefenfabrication zu vollziehen hat, kann auf Grund der Beschleunigung während des Arbeitstages öfter wiederholt werden. Den Erfolg weist Professor Dr. Sachsenberg treffend nach: In einer Margarinefabrik wurden vor Einführung der Fließarbeit, vor der technischen Umstellung des Betriebes 1790 Kisten in zwei Schichten zu acht Stunden von 46 Arbeitern hergestellt, nach der Umstellung 3430 Kisten von 31 Arbeitern in einer Schicht zu acht Stunden.

Fördermittel in der modernen Technik.



dem Diktat einer Arbeitszeiterlängerung, in Amerika die gesteigerte Produktionskapazität, die verbesserte Technik, die bessere Arbeitsmethode zu der Forderung nach einer Verkür-

Die Rentabilität der technischen

Umstellung liegt auf der Hand, und angesichts dieser Tatsache erscheint erst die Forderung der New Yorker Streikenden, aber auch das Mussolinische Dekret im richtigen Licht. Löst die Technik neue Produktionskräfte aus, so dürfen diese nicht von der Profitquote des Unternehmertums absorbiert aufgefressen werden. Sie beruhen auf der beschleunigten Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft und müssen dem Arbeiter, Beamten und Angestellten in größerem Anteil am Arbeitsertrag zu Gute kommen, in Bezug auf unser Thema, also vorerst in einer verkürzten Arbeitszeit. Das ist keine willkürliche Forderung, sondern volkswirtschaftliches Gebot; denn auf dem größeren Anteil der Arbeitenden beruht der Grad der Kaufkraft, der erst die Ausnutzung der modernen technischen Mittel, den Massenabzug verbürgt. Weil das deutsche Unternehmertum dies verkennet, darum haben wir erst die bekannten Schwierigkeiten auf dem Arbeitsmarkt. Richtig technisch umstellen, richtig rationalisieren heißt, die Technik in den Dienst des Gedankens stellen, die heute arbeitslosen und kurzarbeitenden Massen für die Entlastung und Entspannung auf dem Arbeitsmarkt auszunutzen. Die Möglichkeit ist vorhanden. Es fehlt nur der Mut und der gute Wille, an eine wirkliche Gesundung des Arbeitsmarktes heranzugehen!

Rationalisierung und Leistungssteigerung.

Eine Antwort auf „Probleme des Steinrudergewerbes“.

Unter dem Titel „Probleme des Steinrudergewerbes“ beschäftigt sich in der Nr. 32 der „Solidarität“ vom 7. August 1926 Kollege Klaus mit der Frage, welche Maßnahmen von Seiten der Arbeiterschaft, insbesondere der Hilfsarbeiterschaft, ergriffen werden müssen, die nach seiner Auffassung die ersten Voraussetzungen dafür sind, aus der jetzigen Krise herauszukommen. Die aufgeworfenen Fragen sind von so weittragender Bedeutung für die gesamte Kollegenchaft, daß es unbedingt notwendig ist, dazu Stellung zu nehmen.

Für uns als graphische Arbeiter ist es ganz selbstverständlich, daß wir das ganze Problem unter besonderer Berücksichtigung der Lage in der graphischen Industrie behandeln müssen. In den Kreisen der freien Gewerkschaften und der Unternehmer ist man sich längst darüber klar geworden, daß die jetzige Wirtschaftskrise einschneidende Wirkungen mit sich bringt und von langer Dauer sein wird. Kollege Klaus schreibt: „Das Steinrudergewerbe braucht die Rationalisierung, um seine Lebensfähigkeit zu erhalten und die Stellung im Wirtschaftskreis wiederum zu erringen, die es in der Vorkriegszeit einnahm. Der Rationalisierungsprozeß der gesamten deutschen Industrie schreitet rüstig vorwärts.“ Nun entsteht die Frage, wie weit nicht nur im Steinrudergewerbe, sondern im gesamten graphischen Gewerbe die Möglichkeit vorhanden ist, aus der Krise herauszukommen. Der Hauptauftraggeber für das graphische Gewerbe ist die Industrie. Durch die Zusammenfassung größerer Unternehmungen eines Industriezweiges unter gleichzeitiger Vernichtung der Klein- und Mittelbetriebe vermindert sich ganz wesentlich die Propaganda- und Kellamertätigkeit. Dieser Umstand hat seine Rückwirkung in verringertem Auftragserteilung an die graphische Industrie. Außerdem kommt noch in Betracht, daß infolge niedriger Lebenshaltung der Arbeiterschaft der Bücher- und Zeitschriftenabnahms bedeutend zurückgeht. Das Ausland kommt für die Erzeugnisse der graphischen Industrie nicht in dem Umfange in Frage, wie es bei anderen Industrien der Fall ist. Das Absatzgebiet ist der Inlandsmarkt.

Kollege Klaus fordert in dem angeführten Aufsatz: „Ein Preisabbau im Gewerbe ist also heute von eminenter Wichtigkeit für die Senkung der allgemeinen Lasten und trägt seinen Teil zur allgemeinen Preisentlastung bei.“ Dieser Appell ist an die Adresse der Unternehmer gerichtet, für die Arbeiterschaft müssen aber hieraus bestimmte Schlussfolgerungen gezogen werden. Abgesehen von der Tatsache, daß sich heute die Unternehmer im graphischen Gewerbe beim Berechnen der Preise für Druckaufträge in einem Maße unterbieten, daß in ihren Reihen darüber lebhaft Klage geführt wird, kann mit aller Bestimmtheit vorausgesetzt werden, daß sich die allgemeine Preisentlastungsaktion auf Kosten der Lohn- und Arbeitsbedingungen der graphischen Arbeiterschaft vollziehen wird. Denn unter allen Umständen wollen die Unternehmer eines sicherstellen — den ungefähmerten Profit. Bei uns im Gewerbe sind die in der Konjunkturperiode erzielten überarbeitslosen Löhne systematisch abgebaut worden. Neueinstellungen erfolgen durchweg fast nur noch zum tariflichen Minimum.

Als wesentlichen Faktor zur Behebung der kapitalistischen Wirtschaftskrise verlangt Kollege Klaus die Leistungssteigerung des einzelnen Arbeiters. Mit welchen Mitteln dies zu erreichen ist, umschreibt er wie folgt: „Normalerweise ist dies nur möglich durch die Schaffung eines Berufsbewußtseins, welches aber nur dann geweckt wird, wenn der Arbeitende aus seiner Tätigkeit im Gewerbe die materiellen und ideologischen Mittel ziehen kann, die ihm ein angenehmes Leben in voller Harmonie auf der heutigen Kulturstufe der Menschheit gestatten.“ Mit einfachen Worten gesagt, der Kapitalismus bietet nach Ansicht von Klaus der Arbeiterschaft die Möglichkeit, im kapitalistischen Staat ein Leben zu führen, wo alle Wünsche und Bedürfnisse befriedigt werden können. Die Kapitalisten müssen nur etwas verständig sein, dann kommt das Leben in voller Harmonie, alle Klassenkämpfe sind überflüssig. „Berufsbewußtsein“, „Berufstolz“, „Berufsegoismus“, diese Forderungen sind bereits von Nietzsche auf der Hamburger Jugendkonferenz 1925 vorgetragen worden und haben scharfe Ablehnung erfahren. In dem Bestehen der gewerkschaftlichen Organisationen sieht der Kollege Klaus schon das Vorhandensein eines Berufsbewußtseins. Hat der Arbeiter nun die Aufgabe, besonders erhaben darüber zu sein, daß er auf Grund der Verhältnisse die Möglichkeit hatte, einen Beruf zu erlernen und haben die ungelerten oder angelernten Arbeiter die besondere Pflicht, stolz darauf zu sein, daß sie in dieser oder jener Industrie ihr Brot verdienen müssen? Es wird wohl die Ansicht der großen Masse der organisierten Arbeiterschaft sein, daß sie als freie Arbeiter es ablehnen müssen, sich in lächerlicher Borniertheit von der übrigen Arbeiterschaft loszulösen. Die Arbeiter haben sich zum Schluß und zur Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage zu wirtschaftlichen Kampforganisationen zusammengeschlossen, selbstverständlich unter besonderer Berücksichtigung der einzelnen Industriezweige.

Sollte die Forderung nach der Leistungssteigerung des einzelnen Arbeiters auf breiter Grundlage durchgeführt werden, so bedeutet dies erstens eine noch schärfere Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft als es heute schon der Fall ist, das Aufkommen eines brutalen Antreiber-systems wäre selbstverständlich eine allgemeine Begleiterscheinung. In zweiter Linie würden die schwachen Kräfte mehr als bisher abgestoßen werden. Die gewerkschaftlichen Organisationen haben aber die Aufgabe, alle Arbeiter, also auch die berufsschwachen, zu schützen. Die vermehrte Arbeitsleistung des einzelnen Arbeiters hat zur Folge, daß Kräfte überflüssig werden, die ständig den Arbeitsmarkt belasten. Ein großes ständiges Arbeitslosenheer wirkt aber denkbar ungünstig auf die Befestigung der Lohn- und Arbeitsbedingungen und bildet somit eine große Gefahr für die Arbeiterbewegung. Also kann es nicht die Aufgabe der Arbeiterschaft sein, durch Leistungssteigerung den

Arbeitsmarkt zu belasten. Wir müssen die Arbeitslosen in den Produktionsprozeß einreihen, damit steht die Frage der Arbeitszeit zur Tagesordnung. Borecht ist unbedingt notwendig, daß die achttündige Arbeitszeit kritisch eingehalten, jede Überbetriebe abgelehnt wird. Hierüber muß eine scharfe Kontrolle von Seiten der Gewerkschaften durchgeführt werden. Weiterhin ist eine Verkürzung der Arbeitszeit durchzuführen, um für die arbeitslosen Platz zu schaffen. In diesem Zusammenhang ist die Forderung des Kollegen Klaus: „Unterschiedslose Tarifverhältnisse bei Gehältern und Hilfsarbeitern“ energisch zu unterstützen.

Diese Fragen sind aber nicht von einzelnen Berufen endgültig zu lösen, sondern sind Aufgaben der gesamten Arbeiterschaft. Der sich jetzt vollziehende Prozeß in der kapitalistischen Wirtschaft kann überhaupt nicht in getrennter Form behandelt werden, er geht die gesamte Arbeiterklasse an. Nicht vom Standpunkt der kapitalistischen Wirtschaft, sondern von den Interessen der Arbeiterklasse ausgehend, müssen die sich vollziehenden Dinge beurteilt und behandelt werden. Eine Lösung des Problems im kapitalistischen Staat, wo sich die Interessen der Unternehmer und der Arbeiter scharf gegenüberstehen, ist endgültig überhaupt unmöglich. Solange das kapitalistische System besteht, werden wir von einer Krise in die andere stürzen. Darum ist es eine dringende Notwendigkeit, daß die Arbeiterschaft aus dieser „Rationalisierungs- und Leistungssteigerung“ eine große Lehre zieht: Die Arbeiterschaft muß sich sammeln zum entscheidenden Kampf zwischen Kapital und Arbeit, um an Stelle des verfallenden kapitalistischen Ausbeutungssystems den Aufbau der sozialistischen Wirtschaftsform zu beginnen.

Hermann Meyer, Berlin.

Die Bedeutung des Tarifvertrages.

In der tarifvertraglichen Festlegung der Arbeitsbedingungen erheben die Gewerkschaften ein Mittel, dem Unternehmertum eine stärkere Verpflichtung zur Anbahnung der Zugeständnisse aufzuerlegen, die sie beim Abschluß einer Lohnbewegung machen mußten. Der Wert des Tarifvertrages als Mittel gewerkschaftlicher Betätigung, über den ebendiesiel gestritten wurde, steht heute bei der Arbeiterschaft außer allem Zweifel. Das Unternehmertum sträubte sich jedoch jahrelang gegen den Abschluß von Tarifverträgen und es hat seinen inneren Widerwillen gegen sie auch jetzt noch nicht vollends überwunden, weil im Abschluß von Tarifverträgen,

die Anerkennung der Gewerkschaften als berufsene Vertretungen der Arbeiterschaft und die Anerkennung der Arbeiter als gleichberechtigte Partner des Arbeitsvertrages enthalten ist. Harter, opfervoller Kampf bedurfte es in der Zeit vor dem Kriege, um diesem Prinzip Geltung zu verschaffen und um gleichzeitig die erforderlichen materiellen Verbesserungen des Arbeitsverhältnisses durchzusetzen und tariflich festzulegen — harter Kampf bedurfte es, und dennoch gewann der Tarifvertrag nur langsam Boden. Im Jahre 1918 bestanden Tarifverträge für 143 688 Betriebe mit 1 400 000 Beschäftigten.

Ein gewaltiger Umschwung vollzog sich nach dem Kriege. Das Tarifvertragswesen erfuhr eine ungeahnte Ausdehnung. 1922 wurde ein Höhepunkt erreicht, denn in diesem Jahre waren die Arbeitsverhältnisse von 14,2 Millionen Arbeitnehmern tarifvertraglich geregelt. Auch in den folgenden Jahren trat nur ein verhältnismäßig geringer Abstieg von dieser Höhe ein, denn

am 1. Januar 1925,

dem jüngsten Erhebungsdatum der Statistik der Reichsarbeitsparagrafen, bestanden 7000 Tarifverträge für 785 945 Betriebe mit 11,9 Millionen Beschäftigten. Beachtet man, daß, wie wir sagten, im Abschluß von Tarifverträgen die Anerkennung der Gewerk-

Heimvolkshochschule Tinz.

Die Revolution von 1918 gab dem Volke vereinzelt Fürstenschlößer zurück, in denen Bildungstätten eingerichtet wurden. Eine solche ist auch Schloss Tinz bei Gera in Thüringen, das Fürstschloß Heinrich des XXVII. Kneß i. R. Schloss Tinz, jetzt Hochschule der Arbeiterschaft. Wie eigenartig muten beim Betreten der Diele im Schloß uns die Worte an, die von der Revolution geschrieben sind: „Alles Edle und Große ist einfacher Art.“ Welt größer ist aber auch der Zweck und die Aufgabe geworden, die Schloss Tinz in seiner Einfachheit zu erfüllen hat, die Parteien einer Erfahrung, wissensdurstiger Arbeiterinnen und Angestellten zu öffnen. Zu fünfmonatigen Kursus findet sich immer eine Teilnehmerzahl von fünfzig Schülern ein, um sich hier in gesellschaftliche Lebensfragen im sozialistischen Sinne zu vertiefen.

Diesem Gedanken ist auch der ganze Schypian angepaßt, sich nur mit Fragen zu befassen, die im Mittelpunkt des Interesses stehen.

Der Schypian des diesjährigen 5. Frauenkursus umfaßte folgende Gebiete: Wirtschaftskrise, Gesellschaftskrise unter besonderer Berücksichtigung der Geschichte der Arbeiterbewegung, Psychologie, Logik, Kunst, Literatur, Erziehungs- und Frauenfragen, Arbeiterklub, Wohlfahrts- und Gewerkschaftswesen. Die Lehrmethode in Tinz ist eine arbeitgemeinschaftliche, denn die Schüler sollen zu selbstständigen Denken angeregt werden, und mit den eigenen Erfahrungen den Unterrichtsstoff in Einklang bringen.

Zur Weiterbildung sind Seminare eingerichtet, die in der Hauptache Gelegenheiten bieten, mit den Tagesfragen auf dem laufenden zu bleiben, oder die Gebiete behandeln, die den Schülern am nächsten liegen. Die Teilnahme dazu ist eine freiwillige.

Dabei findet sich Zeit zur freien Aussprache und Kritik, aber auch Gelegenheit sich rednerisch zu betätigen. Der Besuch des Seminars soll den Gesichtskreis erweitern.

Literarische Abende, abwechselnd mit Musikabenden bilden eine Ergänzung einzelner Fächer, gehen auch außerhalb dem Ganzen ein harmonisches Gepräge, so daß das Leben im Internat niemals Langeweile aufkommen läßt.

Überall herrscht fröhliche Stimmung, die jeden einzelnen, mag er noch so paritätisch sein, mitreißt. Selbst bei der Arbeit klingt es: Wir sind jung, die Welt ist offen. So wird der meist ungewohnte Arbeitsdienst in Garten und Haus freudig verrichtet, denn geistige Arbeit erfordert körperliche Betätigung, um das seelische Gleichgewicht zu erhalten. Wanderungen und Besichtigungen führen uns hinaus in die freie Natur und lassen uns das praktische Leben während der Dauer des Kursus nicht ganz vergessen. Wir lernen bei Besichtigungen von Betrieben technische Verbesserungen kennen, aber auch soziale Einrichtungen, denen die Arbeiterschaft oft viel zu wenig Beachtung schenkt.

Alles zusammengefaßt, muß man sagen, daß Tinz seinen Schülern eine Fülle von Wissen und viel Sehenswertes bietet. Den Schülern fällt nach Beendigung des Kursus die Aufgabe zu, mit dazu beizutragen, daß endlich die Arbeiterschaft auf eine höhere Kulturstufe geführt wird. Die Arbeiterschaft muß aber auch in Zukunft der Tinger Heimvolkshoch-

schule mehr Interesse entgegenbringen, damit jeder einzelne, dem sich Gelegenheit zum Besuch der Schule bietet, diese kann auch wahrnehmen. Wir dürfen nicht vergessen, daß die ganze Bildungsarbeit darauf hinausläuft, das politische, wirtschaftliche und gewerkschaftliche Erwachnen der Massen zu fördern — denn allein Wissen ist Macht.

Luise Krapp.

Nachricht.

Diese Woche habe ich Nachtschicht. Die Schicht beginnt abends 4 1/2 Uhr und endet morgens um 4 Uhr. Es ist jetzt 3 1/2 Uhr, und ich muß mich langsam auf die Beine machen. Unterwegs treffe ich mehrere Kollegen, mit denen ich gemeinsam den Rest des Weges zurücklege. Aus einem Café, an dem wir vorbeigehen müssen, hören wir die Klänge einer Jazz-Band. Zwischen durch abgedrömte Sätze, einzelne Worte. Die Bürger, die im Café herumstehen, haben auch „Nachtschicht“. Sie „erholen“ sich von den „Anstrengungen“ des Tages.

Fünf Stunden später. Wir haben eine kurze Arbeitspause. Während ich haffig meine Margaritensuppe hinunter-schlaffe, fallen mir wieder die Bürgerfragen hinter dem Spiegel des Cafés ein. Unsere Wut ist das Rattern der Rotationsmaschinen. U nser Rucken ist die in der Arbeits-tische geräuschige Margaritensuppe, und während der Bürger sich den Kopf zerbricht, wie er sein Geld — unser Geld — am schnellsten inawerden kann, schmeiken wir im dumpfen, fadenfaden Nachtschicht der Druckerei, damit der Spiegel sofort beim Erwachen Tinz Satzung in Händen hat.

Fritz Wolfand.

schaffen als die von der Arbeiterschaft bevollmächtigten, dem Unternehmertum gleichberechtigten Vertragspartnern enthalten ist, so erkennt man an dieser ungewöhnlich großen Ausdehnung des Geltungsbereichs der Tarifverträge den großen Gewinn an öffentlicher Geltung und gesellschaftlicher Bedeutung, den die Gewerkschaften zu erlangen vermochten. Und am Wertebogen des Tarifvertrages, an der zähen Wähe, an den schweren Kämpfen, die notwendig waren, um den in ihm ruhenden Gedanken zu dieser Anerkennung zu bringen, erkennt man den Weg der Gewerkschaften überhaupt, erkennt man die Opfer, die dargebracht werden mußten, um sie auf jene Höhe des Ansehens und der Geltung zu heben, die sich in unseren Zahlen über die Tarifverträge spiegelt.

Dem einzelnen Arbeiter

aber sichert die gewerkschaftliche Organisation durch den Tarifvertrag einen Rechtsanspruch auf die vereinbarten Arbeitsbedingungen. Dieser Rechtsanspruch gibt dem Arbeiter beim Antritt einer neuen Stellung sowie während der Dauer der Beschäftigung eine größere Sicherheit, denn er überhebt ihn der Notwendigkeit entwürdigenden Feilschens um die Bedingungen des Arbeitsvertrages bei der Einstellung oder um notwendige Verbesserungen während der Dauer des Arbeitsverhältnisses. Er weiß, welche Arbeitsbedingungen ihm zustehen, er ist über die Höhe dessen, was er zu fordern hat, nicht im Zweifel.

An diesen Vorteilen aber nehmen viele teil, die nichts beitragen zu den Opfern und Kämpfen, deren es bedurfte und täglich von neuem bedarf, um sie zu erringen. Denn 4,8 Millionen Gewerkschaftsmitglieder erkämpfen, wenn wir die Zahlen von 1924 im Auge behalten, die tarifvertraglichen Arbeitsbedingungen für 11,9 Millionen Arbeitnehmer.

Kollegen! Diese Unbilligen müssen in der Internationalen gewerkschaftlichen Werbewoche vom 13. bis 19. September für die Gewerkschaften als Mitglieder gewonnen werden!

Die konstruktive Idee des Sozialismus.

Als Babel, der bedeutendste Führer und Kämpfer der deutschen Sozialdemokratie, zu Anfang der 1890er Jahre bei der sogenannten Zukunftsstaatsdebatte mit der Frage nach dem Aussehen des künftigen sozialdemokratischen Zukunftsstaates von dem feinsinnigen Führer Eugen Richter attackiert wurde, erwiderte er, daß es nicht Aufgabe einer Partei sei, eine zunächst wissenschaftlich gewonnene Erkenntnis in zukunftsstaatlichen Bildern auszumalen. Diese an sich richtige Bemerkung übernahm indes beim damaligen Stand der Konsumgenossenschaftlichen Entwicklung der Dinge, daß die gestellte Frage ganz ruhig mit praktischen Hinweisen hätte beantwortet werden können. Was kaum ein Jahrzehnt später Karl Kautsky auch tat, indem er in einer seiner Schriften die Frage nach der „konstruktiven Idee des Sozialismus“ — denn dies war die Frage nach dem sozialistischen Zukunftsstaat — damit beantwortete, daß er die totale sozialistische Organisation der Gesellschaft in einer riesigen Konsumgenossenschaft erblickte, die auf der Grundlage der Warenverteilung auch die Warenherzeugung organisierte.

Seitdem sind, trotz Weltkrieg, die stärksten Beispiele dafür geschaffen worden, daß das, was man mit dem Begriff „Sozialismus“ als Vorstellung zu verbinden pflegt, allmähliche praktische Verwirklichung finden wird. Die konstruktive Idee des Sozialismus, welche im Breslauer Gewerkschaftsprogramm Wirtschaftsdemokratie geworden ist, lebt bereits praktisch in den Tausenden von Konsumgenossenschaften der Welt, in den gewerkschaftlichen Arbeiterbanken und in den kommunalen oder staatlichen Wirtschaftsunternehmen.

Vor allem sicherlich in den Konsumgenossenschaftlichen Wirtschaftsbetrieben, weil sie, auf initiativer Entwicklung freier gesellschaftlicher Kräfte beruhend, aus sich selbst heraus die Wirtschaftsform schaffen, die im gemeinlichen und staatlichen Leben an das Wesen des Staates gebunden ist. Und wenn schon im Jahre 1892 die Tatsache zu verzeichnen gewesen wäre, daß in 34 Ländern der Welt rund 30 Millionen Konsumgenossenschaftlich organisierte Familien einen Warenwert im Betrage von rund 10 Milliarden Goldmark (hes: Zehntausend Millionen) in einem einzigen Jahre von den bestehenden 27 000 Konsumgenossenschaften bezogen hätten, wie dies im Jahre 1925 der Fall war, dann wäre die Frage nach der konstruktiven Idee des Sozialismus wohl nicht aufgeworfen worden, ohne daß sich der Fragende — lächerlich gemacht hätte. Denn in den 10 Milliarden Warenwert stecken für 1 1/2 bis 2 Milliarden genossenschaftsindustrielle Erzeugnisse, was deshalb von besonderer Bedeutung ist, weil die Vorstellung von Sozialismus sich im wesentlichen auf die Güterproduktion bezog und die Güterverteilung mehr oder weniger negierte.

Im Lauf der Entwicklung von drei Jahrzehnten hat sich indes herausgestellt, daß die Organisation des Konsums und der Kaufkraft der Massen die sicherste Grundlage für die Regelung der Produktion bietet und nicht nur für die Regelung, sondern für die Entwicklung der gemeinschaftlichen Güterherzeugung selbst.

Daß diese Entwicklung ohne Grenzen in irgendeinem wirtschaftlichen Tätigkeitsgebiete ist, zeigt die Tatsache, daß die englischen Konsumvereine außer einer großen Zahl von genossenschaftsindustriellen Produktivbetrieben aller Art auch einen — Bergwerksbetrieb besitzen.

Wie wenig diese Tatsache bekannt zu sein scheint, zeigte die demokratische „Frankfurter Zeitung“ vor einiger Zeit in einem an sich sehr interessanten und deshalb lehrreichen Artikel über „Eine gewerkschaftliche Kohlengrube“. Die spanische Bergarbeitergewerkschaft in Asturias übernahm von einem Besitzer, der seinen 250 Arbeitern zwei Monate Lohn schuldig geblieben war, eine Kohlengrube zur Ausbeutung, und mit einigem Erstaunen wird betont, „daß das Unternehmen ökonomisch aus dem Rahmen der kapitalistischen Produktionsordnung eigentlich nicht heraustritt“. Es handelte sich auch um keine Produktivgenossenschaft, denn die mächtige, wohlhabende Bergarbeitergewerkschaft Asturias besaß Häuser, Konsum- und Produktivgenossenschaften, unterhaltliche Spitäler, Apotheken und sogar Schulen!

All dies kann einem nur als erstaunlich vorkommen, wenn man die genossenschaftliche Expansionskraft in ihrem vollen Umfange nicht kennt. Denn daß es sich bei der Übernahme der Kohlengrube durch eine Gewerkschaft um ein genossenschaftliches „Experiment“ handelt, ist fraglos. Und ebenso selbstverständlich, daß ein solches Unternehmen ökonomisch aus dem Rahmen der kapitalistischen Produktionsordnung „eigentlich nicht heraustritt“. Dies tun ja auch die Konsumgenossenschaften nicht — abgesehen von der nicht ganz einfachen Tatsache der Beschränkung auf den eigenen Markt und der Befolgung von sozialen Grundregeln, die die Privatwirtschaft ablehnt, — aber das Entscheidende für die charakteristische Bewertung der genossenschaftlichen Produktionsweise gegenüber der privatwirtschaftlichen bildet ja auch nicht die Art der Geschäftsführung, sondern das Bestreben auf Produktionsmitteln und — Gewinn oder Ueberfluß des Unternehmens.

Vollkommene Übereinstimmung mit dem Artikel des angezogenen Frankfurter Weltblattes kann bezüglich der Schlussfolgerung desselben herrschen, wenn es meint, „daß diesem Versuch praktischen Gewerkschaftsgeistes alle Beachtung in dem Augenblicke gebührt, da die spanische Kohlenindustrie keinen Ausweg aus einer fortgeschrittenen Krise zu finden imstande ist und in England die Frage der Rationalisierung des Bergbaues auf der Tagesordnung steht“.

Gewiß. Und daß heute ohne Frage nach einem sozialistischen Zukunftsstaat die Tatsache des Eigenbesitzes von Kohlengruben nur ernst kommentiert wird und ihre Konsequenzen auf die Rationalisierungstendenzen in England ernsthaft in einem ernsthaften kapitalistischen Organ angezeigt werden, zeigt den ungeheuren Fortschritt der genossenschaftlichen Wirtschaft in den letzten 30—35 Jahren. Es ist in der Tat kein Ziel gesetzt und auch die Wirtschaftsdemokratie der Gewerkschaften kann solche Tatsachen als Aktivium buchen für die Richtigkeit und praktische Möglichkeit des von ihr verfolgten Zieles.

Das Ganze aber zeigt die konstruktive Idee des Sozialismus als eine bereits ins Reich der Wirklichkeit eingetretene reale Tatsache mit hundertfältigen Beweisen.

Vom Lesen.

„Das Schreiben und das Lesen ist nie mein Sport gewesen“ berichtet der „Zigeunerbaron“. So etwas kam damals noch häufiger vor als jetzt. Heute lernt in den Kulturstätten fast jedes Kind lesen und schreiben; genauer gesagt: es wird bei jedem von Amts und Zwangs wegen der Versuch dazu gemacht, und — Gott sei Dank — in den allermeisten Fällen gelingt es. Doch das Lesen in der Schule ist ein Kapitel für sich. Wir wollen hier nicht über und nicht für die Schüler schreiben. Von dem Lesen des gebildeten und nach Bildung strebenden Erwachsenen soll gesprochen werden.

Weshalb lesen wir? So verschieden die Menschen in ihrem Weibere sind, so mannigfaltig sind die Gründe, weshalb sie sich mit Büchern und anderen lesbaren Dingen befassen. Einige Hauptgründe jedoch, die viele Menschen in gleicher und ähnlicher Weise zum Lesen veranlassen, haben sich schon aus der großen Zahl deutlicher heraus. Bei diesem Menschen tritt mehr der eine Grund, bei jenem mehr der andere hervor. Mancher sieht in seiner Phantasie beim Lesen die Wünsche sich erfüllen, die ihm das Leben nicht erfüllt. Das ist ihm zugleich Erholung, vielleicht auch ein Gegengewicht gegen Bekümmernisse des Berufs. Andere mögen aus reiner Wissbegierde lesen, aber viele Dinge lernt man auf andere Art besser und leichter als aus Büchern. Dem richtigen Leser ist das Buch mehr, was uns zu den Büchern treibt ist (wie G. Hermann es ausdrückt) mehr eine Sehnsucht, unser seelisches und geistiges Schwergewicht aufzuheben, Raum und Zeit zu überwinden, in unendlich weite Fernen und in unsere tiefste Seele zu blicken, der ungetrübte Wunsch, mit den Besten dieser Zeit Freundschaft zu schließen. Denn das Buch ist „an die Welt der einzige wirkliche Anschluß“, den wir kennen.

Wie alles menschliche Tun ist auch das Lesen dem Wandel der Zeit unterworfen. Das gilt besonders für das Lesen der Frauen. Lange Zeit waren Kochbuch und Bibel das ein und alles. Bisweilen enthielt das Kochbuch einen Anhang über Hauswirtschaft, Geschichte, Literatur, Anstandslehre und ähnliches. Solche Bücher haben unsere Großmütter behütet „wie ihren Augapfel“. Von den Töchtern und Entelinnen werden solche Familienstücke da und dort noch eifrigst bewahrt, gelesen aber wird — anderes. Was die Männer von heute lesen, hat sich im großen und ganzen mehr nach der Menge als der Art nach geändert.

Aber nicht nur das „Was“, auch das „Wie“ ist beim Lesen verschieden bei Frauen und Männern. Die Frau ist hingebungsreicher und aufnahmewilliger als der Mann. Sie sucht in dem Lektstoff „die Befriedigung und Ergänzung, die Vertiefung oder Betäubung ihres eigenen Empfindungsapparates“. Aus vielen Beispielen der Geschichte ist bekannt, welche tiefen Eindrücke Werke der Dichtung auf Frauen ausgeübt haben. Charlotte Corday las in Plutarchs Lebensbeschreibungen großer Männer am Tage bevor sie den Revolutionshelden Marat tötete. Nach den Urteilen von Schriftstellern und Schriftstellerinnen sieht die Frau im allgemeinen beim Lesen mehr auf den Inhalt als auf die Form. Sie überfliegt lange Vorreden und wolle schnell zur Hauptsache kommen. So klagte schon dem Dichter Heinrich Heine eine Dame, die Anfänge der Bücher seien immer sehr langweilig; erst in der Mitte fange man an, sich zu unterhalten; man sollte Leute haben, die gegen Entschädigung für uns Bücher zu lesen anfangen, wie man Stidderinnen dafür bezahle, daß sie Teppiche anfangen zu brokieren (Broderie = Einfassung, Enderei). Wie im kleinen und einzelnen das Lesen unser nachfolgendes Verhalten und unsere Handlungen bisweilen beeinflusst, hat fast jeder schon an sich selbst erfahren. Es soll schon vorgekommen sein, daß einer, der im Roman las, wie ein braver Mann von seiner Braut übel betrogen wurde, seiner eigenen Braut ohne zureichende Gründe umgehend den Abschiedsbrief geschrieben, oder daß ein Mann, der sich gefiehn an den Siegen Napoleons heraufschaut, heute schlimm unter seinen Zeitgenossen gehaßt hat, sei es auch nur mit Blicken oder den Ellenbogen. Schöner und besser ist es freilich, wenn ein Buch — es braucht, wie das nachfolgende Beispiel zeigt, noch nicht einmal ein besonders wertvolles zu sein — Leser zu außerordentlichen Leistungen anfeuert. Die berühmte schwedische Dichterin Selma Lagerlöf erzählt in ihrer Lebensgeschichte von einem (später von ihr als schriftstellerisch ganz wertlos erkannten) Indianerbuch, es habe in ihr die tiefe, starke Sehnsucht erweckt, einmal etwas ebenso Herrliches schreiben zu können. Das Buch ist für ihr ganzes Leben entscheidend geworden und ihr Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Und umgekehrt: Wie oft haben Menschen das Leben von sich geworfen, weil das Lesen dieses oder jenes Schriftwerkes sie vollends zur Verzweiflung gebracht hat. Oft wird der Eindruck, den wir beim Lesen haben, mit bewirkt durch Umstände, die mit dem Inhalt des Buches nichts zu tun haben. Eine jugendliche Leserin erzählte, sie lese eine bestimmte Erzählung immer wieder gerne: vielleicht gefalle sie ihr so gut, weil sie ihr von jemand geschenkt worden sei, den sie sehr liebe.

Oft bahnen sich durch das Lesen freundschaftliche Beziehungen zwischen den Verfassern und den Lesern oder Leserinnen an; manchmal folgt ein Briefwechsel. Bettina von Arnim ist durch ihren Briefwechsel mit dem berühmten Goethe selbst berühmt geworden. Das Briefschreiben und -lesen ist heute etwas aus der Mode gekommen. Wir haben uns nicht mehr soviel zu schreiben wie früher, weil jeder vieles aus den Zeitungen und Zeitschriften bereits erfahren hat, und weil wir uns im Zeitalter des Verkehrs leicht telephonisch oder persönlich sprechen können. Dafür können wir so manchen früheren Briefwechsel jetzt gedruckt lesen, und es scheint, daß Herausgeber und Verleger hierin in den letzten Jahren fast ein wenig zu eifrig waren; ähnliches gilt von den viel veröffentlichten Lebenserinnerungen (Memoiren).

Am Lektstoff fehlt es in heutiger Zeit gewiß nicht, und jeder kann sich aussuchen, was ihm zutrifft. Unsere Zeit ist nützheter und sachlicher geworden; das färbt auch auf die Auswahl des Lektstoffs ab, besonders bei der heranwachsenden Volkschicht. Nach dem Ergebnis einer Kundfrage bei einer Reihe großer englischer Bibliotheken verlangen nicht die Jünglingskinder nach Liebesgeschichten, sondern die älteren Damen. Eine von ihnen schrieb: „Die Welt ist so prosaisch und grau geworden; da will man sich beim Lesen in das alte Reich der Märchen und Wunder flüchten, und wo findet man diese Märchenwelt eher verkörpert als in der Liebe?“ Gegenwärtig ist Psychologie (Bewußtseinskunde) große Mode; junge Damen und jungverheiratete Frauen bevorzugen Bücher, in denen die Personen bewußtseinskundig geschildert werden. Unterricht und Erziehung der Geschlechter werden immer ähnlicher; schon heute sind sie teilweise gemeinsam; Spiel, Sport und Wandern werden von Jungen und Mädchen in gleicher Weise betrieben; kein Wunder, daß es künftig immer weniger möglich und richtig sein wird, kennzeichnende Unterschiede des „Geschlechts“ für Mann und Frau festzustellen. Ein solcher Unterschied wird nur noch für die ganz Jungen gelten; dort wird man beim Mädchen noch das Märchenbuch und die Erzählung finden, beim Knaben die Abenteuergeschichte und die Reisebeschreibung.

Im großen und ganzen wird nach schöngeistigen Werken, insbesondere Romanen am meisten gefragt, sehr wenig nach Gedichten. Unterhaltungsromane werden in vielen Fällen gelesen, um sich zu zerstreuen oder die Nerven zu beruhigen. Ob dies gelingt, ist allerdings eine andere Sache. Eine geschickte Werbung vermag die Leser auf diesen oder jenen Stoff aufmerksam zu machen; Geburts- und Sterbedaten, Jubiläen usw. sind besondere Werbebelegenheiten und verhelfen manchen Büchern zu ersten oder neuen Erfolgen. Viele Dichter und ähnl. Leute behaupten ja, in Deutschland müsse ein Schriftsteller mindestens fünfzig Jahre tot sein, bevor er berühmt werden könne. Boshafte Menschen erwidern darauf, daran seien sie selber schuld, denn die Neuschöpfungen seien nicht zum Lesen ermunternd. Aber solche einzelnen Urteile sind nicht für alle verbindlich. Auch für das Neue gilt: Wer sucht, der findet. Wenn es an eigenem Urteile fehlen sollte, der muß sich eben von Kundigen beraten lassen. Es kommt doch immer darauf an, wozu jemand liest: ob das Lesen der allgemeineren oder der besonderen (Fach-) Bildung dienen, die Langeweile vertreiben, über feilsche Erschütterungen hinweghelfen, ob es zu guten und helfenden Taten ermuntern und begeistern soll. Dasselbe Buch wirkt auf Menschen deselben Bildungsganges ganz verschieden, und dann kommt es darauf an, was wir lesen und was wir vor dem Lesen erlebt haben. Wir lesen alle solche Stücke lieber, die uns geistig zu neuen, perfekten, Dingen, mit denen wir beruflich oder außerberuflich zu tun haben. Das alles berücksichtigt, mag manches Buch für den einen nichts, für den anderen alles sein. Zudem, das Lesen muß gelernt und geübt werden. Es gibt kein gutes Buch an sich; erst der gute Leser macht es zum guten Buch. Der Leser liest stets in das Buch hinein und er liest das Wert des Verfassers aus dem Buch heraus. Vergessen wir nicht: Es ist schwer, so zu schreiben, daß der Leser auch das herausliest, was der Verfasser sagen wollte. Daran muß der Verfasser denken und der Leser muß sich bemühen, zu erfassen, was der Verfasser sagen wollte.

Bücher, Zeitungen und Zeitschriften sind heute in Volksschichten vorgedrungen, die noch vor achtzig oder hundert Jahren wenig oder gar nichts davon wußten. Gelehrte und Schüler, Großindustrielle und Händler, Landwirte, Beamte, Angestellte und Arbeiter sind heute viel unmittelbarer und nachhaltiger in das Welt- und Wirtschaftsgetriebe verflochten, als sie es früher waren. Alle wollen und müssen wissen, was in ihrem Kreise, um sie herum und in der weiten Welt vorgeht. Für jeden ist Lesestoff als Wissensquelle dringend und dauernd nötig zum Weiterbauen auf der Grundlage, die unsere Schulen aller Art gelegt haben. Wissenschaft, Kunst, Technik schaffen täglich neue Erkenntnisse. Das wenigste davon erfahren wir beim unmittelbaren Sehen und Hören. Buch, Zeitung und Zeitschrift vermitteln rasch und nachhaltig jene Erkenntnisse; sie finden den Weg am Orte, wohin das lebendige gesprochene Wort selten oder nie dringt, in das entlegenste Bureau, in die letzte Werkstat. Daher die große Bedeutung großer Fachzeitschriften! Heute ist der Preis für Bücher, Zeitungen und Zeitschriften so, daß sich die meisten ab und zu etwas Eigenes anschaffen können. Essen, Trinken, Rauchen, Sport, Kleider und Schuhe sind verhältnismäßig teurer als Bücher. Der Lesestoff (im allgemeinen gesprochen) gilt noch nicht in dem Maße als Bedürfnis, wie wir als Kultur- und Berufsmenschen wünschen müßten und wie es zur Erhaltung aller dorer nötig wäre, die an der Herstellung der Bücher, Zeitungen und Zeitschriften beteiligt sind. (Schluß folgt.)

Wie Industrielle Geld „verdienen“.

In den letzten Tagen ging in der bayerischen Stadt Erlangen ein außerordentlich interessanter Prozeß zu Ende. Dieser zeigte, daß man trotz schlechter Zeiten gut zu verdienen weiß. Angeklagt war der Generaldirektor Dr. Zigmann, Ehrenbürger der Stadt Erlangen und Geheimer Kommerzienrat. Die Firma Reiniger Gebbert und Schall, wo dieser Herr das Jopet führte, ist durch die Manipulationen schwer geschädigt worden. Das jährliche Einkommen des Zigmann betrug 400 000 Goldmark. Er ließ sich ein prächtiges Schloß auf Kosten der Firma bauen, das einen Wert von 700 000 Goldmark repräsentiert. In 17 Fällen konnte dieser Ehrenmann vom Aufsichtsrat insgesamt 722 000 Goldmark erlangen. Vor einem Unthaben der Firma in der Schweiz zweigte er für persönliche Zwecke 200 000 Goldmark ab. Während der Inflation machte Zigmann auf Kosten der Firma besondere Geschäfte. Es geht weit in die Millionen Mark, die an den Fingern dieses „Generaldirektors“ hängen geblieben sind. Für eine Freundin mußte er sogar 116 000 Mark flüssig zu machen. Alles in allem ein großer, jahrelanger geübter Betrug, der vom Aufsichtsrat gedeckt wurde. Der Vorliegende dieses famosen Aufsichtsrats, ein Freiherr v. Michael-Rautino, hatte es nicht anders getrieben. Unter anderem ließ er sich Aktien im Werte von 53 000 Mark schenken. Auf die Dauer von zehn Jahren wurde ihm eine Entschädigung von jährlich 57 000 Mark zugesprochen. Andere Direktoren, Aufsichtsratsmitglieder haben sich ebenfalls gründlich die Hände gewaschen. Es sind viele Millionen bei dem Erlanger Unternehmen, das jetzt zum Konzern der Firma Siemens u. Halste gehört, auf diese Weise in einer Zeit verschleudert worden, wo die Arbeiter dieses Wertes mit

ein paar Bettelpfennigen nach Hause gehen mußten. Der schöne Freiherr wurde freigesprochen und der Ehrenmann Zigmann erhielt neun Monate Gefängnis. Für solche ungeheuren Summen kann man sich allerdings schon einmal neun Monate ins Gefängnis einferren lassen. Mehr kann man sicher in der Zeit nicht verdienen. An dieser Angelegenheit ist aber ersichtlich, wie an der Spitze der deutschen Industrie teilweise gewütet wird, und welche Summen dort für Direktoren und Aufsichtsräte leichsinnig hinausgeworfen werden. Wurde doch in dem Prozeß erklärt, daß Direktorengehälter von jährlich 800 000 Mark keine Seltenheit waren. Und da wundert man sich, daß die Arbeiter, Angestellten und Beamten mit ihrem geringen Einkommen nicht zufrieden sind.

Rundschau.

Auf dem Internationalen Kongreß der Lithographen und Steinbrüder, der vom 16. bis 18. September d. J. in London tagen wird, wird neben beruflichen Angelegenheiten, wie die Dressefrage, auch über den Anschluß der Hilfsarbeiter an die internationale Berufsorganisation beraten werden. Bis her gehören wir Hilfsarbeiter weder der Buchdrucker noch der Steinbrüderinternationalen an. Unsere Schuld ist das allerdings nicht.

Die Arbeitszeit in den Vereinigten Staaten. Dem unlängst erschienenen „American Labour Year Book 1926“ entnehmen wir, daß der Prozentfuß der in Fabrikbetrieben 48 oder weniger Stunden beschäftigten Arbeiter in den Vereinigten Staaten von 11,8 Proz. im Jahre 1914 auf 46,1 Proz. im Jahre 1923 stieg. Im Jahre 1921 betrug der Prozentfuß sogar 51,5. Der leichte Rückgang wird der geschwächten Stellung der organisierten Arbeiter und der großen Krise der Jahre 1921 bis 1922 zugeschrieben. Die durchschnittliche Arbeitswoche betrug Mitte 1924 47,6 für die Bäckereiarbeiter, 43,9 für die Bauarbeiter, 57,7 für die Chauffeure, 48,3 für die Docten, 46,7 für die Metallarbeiter, 44,8 für die Mülleerarbeiter, 44,8 für die Lithographen und Buchdrucker und 45,4 für die Arbeiter der Zeitungs- und Buchdruckbetriebe. (Durchschnittlich etwa 45,9 Proz.) In zwölf Staaten ist eine längere Arbeitszeit als 8 Stunden pro Tag für Frauen verboten. Das „United States Womens Bureau“ teilt mit, daß in den Staaten, wo es keine diesbezüglichen Gesetze gibt, Frauen oft mehr als 10 Stunden arbeiten. Von der Gesamtzahl weiblicher Arbeiter arbeiten 34,2 Proz. von Montag bis Freitag 9 Stunden pro Tag, 25 Proz. länger als 9 Stunden. In Süd-Carolina arbeiten 85 Proz. der Frauen mehr als 10 Stunden pro Tag.

Vergleich der Reallohne der gelernten und ungelerten Arbeiter, der Männer und Frauen. In der jüngst erschienenen umfangreichen Untersuchung des Internationalen Arbeitsamtes über die Schwankungen der Löhne in den verschiedenen Ländern zwischen 1914 und 1925 werden u. a. Vergleiche zwischen der Lohnentwicklung der gelernten und ungelerten Arbeiter sowie der Männer und Frauen angestellt. Für beide Vergleiche wurden die Lohnverhältnisse in einer großen Anzahl von Ländern berücksichtigt, und es zeigte sich, daß die Entwicklungstendenzen überall die gleichen waren. Die Reallohn der ungelerten Arbeiter stiegen in der Periode der Inflation in sämtlichen Ländern in höherem Maße als die der gelernten. Dasselbe gilt für die Reallohn der Frauen im Vergleich zu denen der Männer. Diese Angleichung ging zu Zeiten so weit, daß z. B. in Oesterreich die Reallohn der ungelerten 1920 etwa 95 Prozent der Gelernten, in Deutschland 90 Prozent ausmachten. Seit der Stabilisierung der Währungen bzw. dem Sinken des Preisniveaus hat sich die Lage geändert. Die Unterschiede zwischen den Reallohn der Gelernten und Ungelernten wurden wieder größer, wenn sie auch nicht die Vorkriegsdifferenz erreichten. So betrug Ende 1924 der Reallohn der Ungelernten im Vergleich zu den Gelernten in Dänemark 81 Prozent, Schweden 91 Proz., Norwegen 90 bzw. 83 Prozent, England 69 bis 75 Proz., Deutschland 75 Proz., Oesterreich 81 bis 83 Proz., Polen 62 Proz., Vereinigte Staaten 71 bis 75 Proz., Australien 78 bis 84 Proz. Die Steigerung der Reallohn zugunsten der Ungelernten gegenüber der Vorkriegszeit war am größten Ende 1924 in England, Schweden und Norwegen. Nur in Frankreich und in Ungarn blieb Ende 1924 das Vorkriegsverhältnis noch bestehen. — Die Reallohn der Frauen stiegen in höherem Maße als die der männlichen Arbeiter und dieses Verhältnis ist im Gegenjag zu den Reallohn der ungelerten Arbeiter mit einigen Ausnahmen auch noch im Jahre 1925 bestehen geblieben. Die hier geschilderte Entwicklung hängt mit der Preisentwicklung seit dem Kriege zusammen. Während der Inflationszeit pflegten bekanntlich die Löhne den Preisen nachzugehen. Es erfolgt ein ungeheurer Schwund der Reallohn. Waren nun die Löhne der Ungelernten und der Frauen in dieser Zeit nur um den gleichen Prozentfuß erhöht worden wie die Löhne der Gelernten bzw. der männlichen Arbeiter, so hätte sich daraus eine ganz unerträgliche Senkung unter das Existenzminimum ergeben. Sobald aber mit der Stabilisierung der Währungen die Reallohn im allgemeinen stiegen, machte sich die Tendenz geltend, die früheren Unterschiede wiederherzustellen. Wenn dies bis 1925 nicht ganz erreicht wurde bzw. wenn die Vorkriegsunterschiede nicht voll wiederhergestellt wurden, so spiegelt sich daran erstens die Tatsache wieder, daß die Löhne der Ungelernten und der Frauen vor dem Kriege in den meisten Ländern außerordentlich niedrig waren, zum zweiten aber die Wirkung der stärkeren Organisierung dieser Gruppen von Arbeitnehmern, deren Gewerkschaften die weitere Senkung des Reallohn weitgehend aufzuhalten vermochten.

Der Dank des Unternehmers. Von einem nichtnachahmenswerten Beispiel lesen wir im „Korrespondenten“. Ein geradezu unglaublicher Mangel sozialen Pflichtbewußtseins seitens eines Prinzipals gegenüber einem in seinem Betriebe ergrauten Kollegen kommt in folgendem Fall zum Ausdruck. Der Kollege Gustav Marggraf trat im Jahre 1873 in der Druckerei von Heinhart in Berlin in die Lehre und war dort bis vor zwei Monaten, also 53 1/2 Jahre tätig, in den letzten Jahren sogar als Faktor bei einem Wochenlohn von 60 Mk. Vor zwei Monaten erkrankte der Kollege und wurde infolge einer Operation invalid. Ohne ein Wort des Dankes oder der Anerkennung für in 53 1/2 Jahren treu geleistete Dienste ließ die Firma den alten Mann gehen.

Da seine Krankheit von der Krankenkasse als Altersersparnis angesehen wird, bezieht er kein Krankengeld und muß sich nun mit der Annullierung der Versicherung des Verbandes und der Bundesversicherungsanstalt durchschlagen. Die Firma arbeitet ausschließlich für den Magistrat der Stadt Berlin, laut also ihre ganze Existenz auf den Steuergeboten der Berliner Steuerzahler auf. Sollte nicht dieser Umstand schon allein die Firma veranlassen, sich auf ihre Pflicht gegenüber einem so langjährigen Mitarbeiter zu besinnen? Wir meinen aber, daß auch vom rein menschlichen Standpunkt aus gegenüber einem so langjährigen treuen Mitarbeiter ein besseres Verhalten am Plage wäre.

Die Ainderschlag in der Familie. In den letzten 10 bis 15 Jahren haben die Familienverhältnisse eine wesentliche Veränderung erfahren. Das zeigt uns eine Uebersicht über die ehelichen Niederkünfte mit Unterscheidung der Geburtennummer, die die „Zeitschrift des Sächsischen Statistischen Landesamtes“ bekannt gibt.

Wenn wir die Gesamtzahl der Niederkünfte gleich 100 setzen, so hat sich die Zahl der Niederkünfte in den Jahren 1901 bis 1922 in folgender Weise geändert:

Es wurden festgelegt an Niederkünften:

1901 u. 1902	19,15 1.,	39,94 2. u. 3.,	46,91 4. u. m. Niedert.
1912	24,79 1.,	35,89 2. u. 3.,	39,32 4. u. m. Niedert.
1922	39,98 1.,	39,86 2. u. 3.,	20,16 4. u. m. Niedert.

Diese Aufstellung zeigt, daß die Zahl der vierten und weiteren Niederkünfte von Jahr zu Jahr kleiner geworden ist. An eine so plötzliche Schwächung der Fortpflanzungsfähigkeit des Volkes möchten wir nicht glauben. Die Zahlen sind der Ausdruck des geänderten Fortpflanzungswillens, der in den sozialen Nöten seine Ursache seiner Veränderung hat. Nicht Kinder um jeden Preis ist die Auffassung des letzten Jahrzehnts, sondern Kinder, soweit die sozialen Verhältnisse ihre Aufzucht möglich machen. Bevölkerungspolitik ist Wohnpolitik!

Literatur.

Die Gesundheit im Eigenheim. Im Einsamtenhaus mit Garten für jede Familie Oskar und Hildebrand. Von Prof. Baumgart und Dr. C. Abt. Mit 80 Abbildg., 500 Seiten. Preis 20. Auflage. 1,60 RM. (Broschüre 1,20 RM.) Brühlverlag C. Abt, Leipzig 80, Postfach 1002, sowie durch Buchhandlungen.

Die Frauenheimgenossenschaft „Wahrerwende“ in Jena, die bereits 5 Frauenheime und 5 Wohnbereiche besitzt, hat sich mit ihren Einrichtungen die Aufgabe gestellt, es auch den wenig begüterten Arbeiterinnen zu ermöglichen, die ihm aufstrebenden kurzen Ferientage angenehm und genüßlich verbringen zu können.

Die Genossenschaft hat sich entschlossen, ab 15. August dieses Jahres bis zum kommenden Frühjahr auch Nichtmitgliedern der Genossenschaft die gleichen Güter zu gewähren wie ihren Mitgliedern. Für Lieberung sind beschuld auf ihren Häusern 0,70 bis 1,- RM. und für volle Verpflegung einschließlich Lieberung 8,50 RM. zu zahlen. Für schwach begüterte Arbeiter ist auch die Möglichkeit vorhanden, auf den Heimen gegen eine Gebühr von 0,20 RM. pro Tag sich die Speisen selbst zubereiten. Gelehrte usw. wird kostenlos zur Verfügung gestellt. Die Pension in Anspruch zu nehmen, ist nicht Pflicht. Auf jedem Heim können alle Lebensmittel und Getränke zu ortsüblichen Preisen gekauft werden.

Wir können allen denen, die noch Urlaubstage zu verbringen haben, auch den Besuch dieser Häuser empfehlen; im Spätsommer und im Winter ist ein Aufenthalt in Gebirgen mit ihren unendlichen Wäldern von unschätzbarem Werte für Körper und Geist!

Die Frauenheime sind:

1. Stutenhaus am Wieraberg (Eltz. Wald) 780 Meter Seehöhe, herrlicher Wald, Ausflüge nach Oberhof, Schmücke, Besterlat, Subl. Bahnstation Subl oder Schmücke (Kreis Schleusingen).
2. Genossenschaftsheim in Friedrichroda, 450 Meter Seehöhe, herrliche Ausflüge nach Spitzberg, Heuberg, Inselberg usw. Bahnstation Friedrichroda.
3. Effenhauer, Wübener Heide, Großer See, schöne Waldheime, Bahnstation Göttingen oder Wüben der Bahnhöhe Wübenberg-Eilenburg.
4. Steigerhaus bei Gaisfeld a. d. Saale. Eine halbe Stunde von der Stadt. Herrliche Wälder, Ausflüge nach dem Schwarzatal, Schwarzburg, oberes Gaatal, Reutenberg usw. Bahnstation Gaisfeld.
5. Ruthenhaus in Reuentraun im Vogtland, 600 Meter Seehöhe, herrliche Ausflüge, herrliche Lage, Luftkurort. Bahnstation Reuentraun der Bahnhöhe Giebnitz-Abt.

Die Geschäftsstelle der Genossenschaft in Jena ist zu jeder weiteren Auskunft gern bereit. Anmeldungen für den Urlaub sind direkt an die Heime zu richten. (Rückporto beifügen.)

Abrechnungen.

In der Woche vom 16. bis 21. August find die Abrechnungen für Gau I aus Köln hier eingegangen.

Im Geldsendungen kamen aus Stuttgart 994,39 Mk. als Restzahlung des 2. Quartals.
Berlin, den 21. August 1926.

S. Cobach.

Für die Woche vom 29. August bis 4. September ist die Beitragsmarke in das mit 35 bezahlte Feld des Mitgliedsbuches oder der Mitgliedskarte zu kleben.

Unserem langjährigen Kollegen Hermann Riech und Frau die herzlichsten Glückwünsche zu ihrer am 5. September stattfindenden Silberhochzeit. **Zahlfelle Potsdam.**

Unserer lieben Kollegin Anna Herzog nebst ihrem Bräutigam, Hermann Schneider, die herzlichsten Wünsche zur Vermählung. **Zahlfelle Kaiserslautern.**

STERBETAFEL.

Am 12. August 1926 verstarb nach langer schwerer Krankheit unsere liebe, treue Kollegin

Babette Hagenmüller

im Alter von 47 Jahren.

Ein ehrendes Andenken bewahrt ihr die **Zahlfelle Rempten i. Allgäu.**

Nach kurzer Krankheit und Operation ist unser treues Mitglied

Babette Zellinger

am 19. August verstorben.

Ein ehrendes Andenken bewahrt ihr die **Zahlfelle Augsburg.**

Verantwortlich für Redaktion: R. Schütz, Charlottenburg, Weichselstraße 16. Fernspr.: Amt Weichsel 1328. — Verlag: S. Cobach, Charlottenburg. — Druck: Bornhördt-Verlag und Verlagsanstalt Paul Singer u. Co., Berlin SW. 68.